



Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

### Der Bursche des Prinzen Alexander.

Roman von B. Salling.  
(Fortsetzung.)

„Als im Pulverdampfgrauer alter Krieger —“ fiel Bornhövede dem Grafen Tellwitz ins Wort.

„Spotten Sie nicht, Bornhövede! Seien Sie überzeugt, daß mir die Sache anfängt, nahe zu gehen. Ich werde mich noch heute in das Palais Sonderstein begeben und sehen, ob ich nicht mehr ausrichte, als Sie —“

„Sollte mich freuen, Graf!“

Die Rekrutenabteilungen saßen ab und deckten die Pferde ein. In langer Reihe führten sie. Die Futtermeister hielten jetzt Musterung ab. Bornhövede bekam einen Dreckspritzer über den Mantel.

„Verdammt noch mal!“ räsionierte er. „So'n Rekrut hat wohl keine Augen im Koppe? Kommen Sie mal her, Mensch!“

Der Ulan, der den „Tiger“ führte, machte kehrt. Er wollte eine Entschuldigung stottern.

„Was? Sie sind es? — Ich hatte gar keine Ahnung!“

Er hatte Wilhelm erkannt. Auf das Gesicht Wilhelms



Türkisch-arabische Gendarmen im Aufklärungsdienst.

Nach einer Zeichnung von Müller-Fraustadt.

trat jetzt ein breites Lächeln.

„Na, schön! Sie heißen doch —“

„Ulan Gad, Herr Leutnant!“

„Richtig, ja! Man sieht so viele Gesichter. Sind Sie schon lange hier?“

„1. Oktober als Freiwilliger eingetreten.“

„Und dritte Eskadron?“

„Zu Befehl —“

„Na schön, Gad. Das ist brav. Sind ja ordentlich rausgewachsen. Bloß eins — wenn Sie Ihr Dienstpferd mal wieder an einem Offizier vorbeiführen, dann geben Sie Obacht, wenn ich Ihnen 'n Rat geben darf. Das vertragen nämlich die wenigsten, daß ihnen der Paletot vollgespritzt wird!“

Er wandte sich ab. Und der Schulkamerad von einst hatte einen roten Kopf bekommen. Ein paar Fäden alter Erinnerungen hingen darin. Die zerriß er schnell.

„Wo bleibt denn der „Tiger“?“ rief der Wachtmeister.

16.

Prinz Alexander hatte sich mit einer ungeduldigen Gebärde erhoben.

„Was führt sie her, Graf? Sie sehen, ich war auf Ihren

Besuch nicht vorbereitet, wie ich es sonst bin, wenn ein Kamerad bei mir erscheint. Mein Diener —

„Bitte, Hoheit — tun Sie dem Manne nichts. Er hat den Eingang zu Ihnen wie ein Löwe verteidigt. Aber da ich schon zweimal vergeblich da war, bin ich so frei. — Ich werde Sie nicht lange aufhalten.“

Der Prinz schob dem Besucher einen Poststuhl hin und reichte ihm seinen Zigarettenkasten. „Ich stehe zu Diensten, Tellwitz.“

„Wissen Sie, Prinz — äh, ich komme in einer rein privaten Angelegenheit zu Ihnen, gewissermaßen aber auch als älterer Regimentskamerad — und da wollte ich Ihnen, wenn Sie gütigst verstaten, gern einmal reinen Wein einschenken, was so bei uns — im Regiment — und dann auch, wie ich höre, bereits in Hofkreisen hin- und hergeredet wird —“

„Von mir?“

„Nun, wenigstens mit Ihrem Namen in engstem Zusammenhang. Ich bin ja ganz und gar kein Spielverderber — ich mache Ihnen, bester Prinz, auch ganz und gar keine Vorwürfe — von mir aus können Sie meinetwegen, wie gesagt —“

„Von welcher wichtigen Angelegenheit reden Sie eigentlich, Graf Tellwitz? Da meine Zeit tatsächlich gemessen ist —“

„Nur einen Augenblick, Hoheit! Ich komme als älterer Kamerad, um Ihnen die Augen darüber zu öffnen, wie sehr es alle Welt — alle Welt bedauert, daß Sie sich so intensiv mit einer jungen Dame vom Theater bloßstellen, Prinz!“

„Aha! Und wer hat Sie abgesandt, Graf?“

„Nicht? Kein Mensch! Aber alle Welt —“

„Alle Welt!“ Prinz Alexander lachte kurz auf. „Dann vernehmen Sie bitte, daß mir alle Welt egal ist. In meine Privatangelegenheiten hat sich niemand hineinzumischen.“

„Selbstlos sollten Sie das nicht nennen! Das, was Sie selbstlos nennen — seien Sie mal ehrlich, Tellwitz! — das ist nichts weiter, als Eure Sorge, daß ich mit dem geheiligten Herkommen brechen könnte, daß ich Standesvorurteile aus der



Zum Besuch des Deutschen Kaisers bei einer ungarischen Honved-Division an der Strypa. Dekorierung der Offiziere mit dem Eisernen Kreuz. Phot. N. 3. Gt.

Zeit der Sturmhauben und Hellebarden einfach hinwegräumen könnte, daß ich plötzlich aufstände und in Eure brave Enge hineinriefe: „Adiós! Ich heirate die, die außerhalb der Kreise steht, die Ihr anbetet!“

„Heiraten! So weit, Hoheit, wird es wohl nie kommen, so weit ich —“

„Warum nicht? Ich erwog es allen Ernstes. Sie haben mich eben gestört.“

„Das will ich nicht hoffen —“

„Sie haben es aber. Aber beruhigen Sie sich, Tellwitz: So lange ich die Ehre habe, die Uniform Ihres stolzen Regiments zu tragen, tue ich diesen Schritt nicht! Vielleicht atmen Sie jetzt etwas auf? Wie?“

„Bester Prinz, wir haben alle nur den einen Wunsch, daß Sie unsern Reihen so lange wie nur irgend möglich angehören. Lediglich diese Erwägung hat mich hergeführt.“

„Mag sein. Sie gehen also jetzt wesentlich erleichtert?“

Graf Tellwitz stand auf.

„Wir schätzen Sie, Prinz. Und deshalb liegt es mir am Herzen, Sie beizeiten vor Uebereilung zu warnen, die dann vielleicht nicht so schnell wieder gutzumachen wäre.“

Der Prinz drückte ihm die Hand, und Tellwitz verließ des Haus in etwas gepreßter Stimmung. Er fragte sich: Hast Du nun eigentlich etwas ausgerichtet oder nicht? Eigentlich wußte er so viel wie zuvor. Er wußte, daß der Prinz diese Oly Andresen mit dem schreiend roten Haar bis zur Maßlosigkeit liebte und daß mit Seiner Hoheit, wie Kamerad Bornhövede gesagt hatte, nicht zu sprechen war.

Nein, er wußte nicht, woran er war! Er wußte nur, daß diese Verliebtheit so weit ging, daß der

Prinz selbst vor der Heiligkeit aller gesellschaftlichen Gebräuche keinen Respekt mehr hatte.

Und er jagte sich noch, daß es vollständig zwecklos wäre, noch einmal in dieser Sache bei dem Prinzen vorzusprechen. Er ging deshalb resigniert nach dem Offizierskasino.



Zur Wassersnot in Holland.

Prinz-Gemahl Heinrich der Niederlande besucht nach der Sturmflut die Insel Marken, deren Bewohner so schwer heimgesucht wurden.

„Auch nicht ein älterer Kamerad, der es wohl meint —“  
„Auch der nicht. Ich brauche keinen Vormund. Und Eure „alle Welt“ ist mir gleichgültig.“

„Aber, Prinz — ein Rat ist doch gewiß wohlmeinend, wenn er von selbstloser Seite kommt!“

Ein graufiger Schrei kam aus den Kolonien. Aus dem dunklen Erdteil drang er hilfschreiend nach Deutschlands Hauptstadt.

In übergroßen Lettern brachten die Abendblätter, die auf der Friedrichstraße feilgeboten wurden, die Schreckensnachricht.

Deutsche Farmer, deutsche Beamte, deutsche Soldaten waren in Südwesafrika ermordet worden!

Heimtückisch, über Nacht, hatten die Schwarzen zum Schlage ausgeholt. Blut war geflossen, deutsches Blut!

Was das für eine Aufregung gab auf der Friedrichstraße! Man war mit Sensationstelegrammen, die die Zeitungshändler in die Nacht hinausriefen, verwöhnt, abgestumpft. Diese Händler, einzelne Zeitungen auch, hatten ein wunderbares Geschick, immer Sensation zu machen. Aber dies hier?

Diese Hiobspost aus Afrika!

Das war echte, bittere, schwere Kunde. Um so schwerer, als sie vollkommen überraschend eintraf. Auch nicht die flüchtigsten Nachrichten hatten auf Sturm gedeutet. Niemand hatte etwas von Anzeichen gewußt, geahnt. Die Schutztruppe war ja auch in den fernsten Zonen. Was konnte denn da weiter passieren? Doch jedenfalls nichts Ernstes.

Und nun auf einmal diese entsetzlichen Nachrichten! Blutiger Aufstand! Hendrik Witboi — die Herero — nein, die Gottentöten — die Namen schwirrten durcheinander. War man kurzichtig gewesen? Vertrauensselig? War denn nicht Witboi unser Bundesgenosse?

Aber an der kurzen Hiobspost war nicht zu rütteln. Deutsches Blut war geflossen. Deutsche Hilfe tat not. Bitter not!

Und hier, wie bei allen großen, schweren Tagen, zeigte sich blitzschnell die gute Seite der Deutschen: Die Kleinlichkeiten des Tages veranken vor dem Gedanken an das Vaterland. Ganz Deutschland glühte in gerechtem Zorn, der sich zu einem heißen Racheschrei steigerte, als die Zeitungen weiter berichteten, daß die Niedermehelung der Farmer nur ein Vorpiel gewesen, daß alle Weißen, die dort unten in dem fernen Lande atmeten, schwer bedrängt, gefährdet, wenn nicht eilende Hilfe nahte, den schwarzen Scheusalen verfallen waren!

Sorge und Mut, Zorn, Empörung, der Ruf nach Rache bebte durch das Land, und die Stimmung fand Widerhall, wohin die Nachrichten trafen. Und jeder empfand dasselbe, in Berlin, wie außerhalb; auf der lautwogenden Friedrichstraße, die keine Nacht kennt, wie in Köslin, wo nur noch im „Adler“ reges Leben herrscht. Es war Leben und Bewegung in die Massen gekommen, die Luft klorierte von Waffen.

„Krieg!“ sagte Postmeister Meyler. Seit sein Sohn bei der kaiserlichen Marine stand, war er auch in politischer Hinsicht näher an seinen Nachbar Prengel herangerückt. Ach ja, auch der Stammtisch in Köslin, den wir so gut kennen, spiegelte die Stimmung wieder, die über dem Lande lag, auch dieser Stammtisch sehnte sich nach Rache, nach einem schnellen Handeln. Ob nun ein Armeekorps abgehen würde, ob nur einzelne — Köslin, das stand fest, würde freudigen Herzens seine Jugend ins Feld schicken für die verletzte deutsche Flagge, für die bedrängten deutschen Brüder und Schwestern.

Prinz Viktor Alexander war, als die ersten Depeschen eintrafen, zur Abendtafel beim Fürsten Pleß. Er zitterte vor Erregung. Die Fürstin, die er führte, eine Kusine von ihm aus dem Hause Hedwigstadt-Kurfeldt, sagte ihm: „Du glühst ja förmlich vor Kampflust! Du siehst aus, als wolltest Du sofort hinunter in diesen gräßlichen Aufstand.“

„Will ich auch!“ gab er zur Antwort. „Wie eine Stimme des Himmels kommt dieser Krieg mir.“

„Es wird Dir auch nicht schwer, Dich von Berlin zu trennen? Nicht ein wenig?“

Sie sah, wie es um seine Mundwinkel zuckte. Die Fürstin Karoline beobachtete scharf. Sie war auch im Bilde. Es gab sehr geschäftige Zungen in der Hofgesellschaft.

Prinz Alexander verstand seine Kusine sofort. „Laß das, Karoly!“ sagte er. „Das müßige Dasein hört jetzt auf.“

„Das müßige? Du hast doch Deinen Dienst.“

„Ja, Friedensdienst. Wie der Dienst so ist, wenn dreißig Jahre lang der Friede auf einem Lande lastet —“

„Ich bitte Dich, Vex — Du vergißt, daß ich begeisterte Anhängerin vom Haag bin!“

„Wohl Dir! Ich bin ich. Und ich segne diese Stunde, die mir sagt, daß sich nun die Kräfte werden entfesseln dürfen. Ich werde mich sofort melden. Ich setze alle Hebel in Bewegung. Endlich einmal eine Gelegenheit, wo es mich freut, daß man über eine gewisse Protektion verfügt!“

„Welche Gedanken! Man wird Dich gar nicht fortlassen. Man erlaubt es nicht, daß man die Prinzen Sonderstein mit nichts Dir nichts wegschießt.“

„Meine schöne Kusine, das laß nur meine Sorge sein! Laß mich nur machen! Und nun erlaube mir, daß ich Dir und Pleß Gute Nacht sage. Ich drücke mich französisch. Keine Angst, daß ich Deine Gäste aufscheuche! Aber in mir ist ein tiefes, ernstes Glücksgefühl —“

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Eichen stehen fest!

Deutsche Helden, deutsche Brüder,  
Haltet aus im Weltenbrand,  
Werft der Feinde Scharen nieder,  
Schützt das teure Vaterland!  
Haltet aus wie unser Kaiser,  
Der die Truppen nie verläßt.  
Fest steht Deutschlands Heldenkaiser,  
Deutsche Eichen stehen fest!

Die Barbaren kultivieren,  
Gabst du, dunkles Rußland, vor,  
Wolltest siegreich einmarschieren  
Durch das Brandenburger Tor.  
Niemand wird dir das gelingen,  
Land der Finsternis und Pest,  
Wahnsinn, Deutschland zu bezwingen,  
Deutsche Eichen stehen fest!

In den Kampf hat dich getrieben,  
Frankreich, alter Haß und Neid,  
Wolltest jetzt Vergeltung üben,  
Für die Schmach aus großer Zeit,  
Deine Früchte werden reifen,  
Dieser Krieg gibt dir den Rest.  
Wahnsinn, Deutschland anzugreifen,  
Deutsche Eichen stehen fest!

Albion! Von stolzer Höhe  
Stiegst du in ein Meer von Blut,  
Neidzerfress'nes England, wehe,  
Deine Ernte wird nicht gut.  
Deutschland wirst du nie besiegen,  
England, gift'ges Schlangennest.  
Wahnsinn, Deutschland zu bekriegen,  
Deutsche Eichen stehen fest!

Weh' Italien! Fluch und Schande  
Hast Du auf Dein Volk gebracht,  
Bundestreuer Bruderbande  
Hast du Hohn und Spott gelacht.  
Deutsches Eisen wird dich richten,  
Oesterreichs Stahl gibt dir den Rest.  
Wahnsinn, Deutschland zu vernichten,  
Deutsche Eichen stehen fest!

# Gerettet.

Eine Kriegsskizze von Herbert Benzke. Nach einer wahren Begebenheit.

(Nachdruck verboten.)

Es war in Paris in der Avenue de gloire, dieser schönen und stolzen Straße, auf welcher einst nach langem Harren und Ueberlegen unsere preussischen Brüder in dem glorreichen Kriegsjahr ihren Einzug gehalten hatten! In dem großen prachtvollen Eckhaus wohnte der Advokat Hermann Marten, der von Geburt ein Deutscher war und im innersten Herzen deutsch geblieben, nur aus äußerlichen Gründen den Weg in die alte Heimat noch nicht hatte zurückfinden können. Es stand aber unumstößlich fest in ihm, daß er, sobald er hier abkommen konnte, wiederum nach Berlin, seiner Geburtsstadt, übersiedeln würde. — Heute ruhte seine sonst so fleißige Hand wie auch die rastlos arbeitenden Gedanken. Auf seiner Stirn lagen schwere, tiefeingegrabene Sorgenfalten, die dem Gesicht des wohlgehaltenen Fünzigjährigen ein fast vergrämtes Aussehen gaben. — Unwillig fuhr er deshalb empor, als jetzt ein lautes Klopfen ertönte. Aber der Besucher, der eintrat, war nicht willens, sich durch diese äußeren Zeichen einer Ablehnung von seinem Vorhaben abhalten zu lassen. Es war ein Kaufmann von deutscher Geburt, bereits jahrelang mit dem Rechtsanwalt befreundet und was ihn heute hertrieb, entsprang einem warmen Gefühl.

„Liebster Marten,“ sagte er schon in der Thür, „nun müssen Sie sich doch in aller Eile einen französisch klingenden Namen beilegen. Sonst geht es Ihnen ans Leben. — Nennen Sie sich doch Martin. Nichts ist leichter als das, und dieser Name ist echt französisch.“

„Es fällt mir nicht ein,“ sagte der Rechtsanwalt finster. „Wie würde ich denn plötzlich meine Abstammung, auf die ich immer am stolzesten von allen Dingen gewesen bin, verleugnen.“

„Es mag bitter sein, das gebe ich gern zu,“ bestätigte der Kaufmann, „aber lesen Sie nur mein Schild. Auch ich habe diese Politik der Klugheit, die einem durchaus notwendigen und gesunden Selbsterhaltungstrieb entsprang, strikte befolgt. Ich heiße jetzt nicht mehr Johannes Weiler, sondern nannte mich Jean Belais.“

„Um Sie, was Ihnen beliebt,“ sagte der Anwalt trocken und kurz. „Ich behalte die Gnadengabe meines Vaters bei! Schlimm genug, daß ich mich damals durch die Aussicht auf die gute Praxis verleiten ließ, das schöne Berlin mit Paris zu vertauschen.“

„Sie haben mir niemals erzählt, wie Sie eigentlich dazu gekommen sind.“

„Auf eine sehr einfache Weise! — Sie wissen, daß ich dem 6. Dragonerregiment anzugehören die Ehre hatte. Als junger Leutnant stürzte ich aber so unglücklich mit dem Gaul, daß ich außer mehreren Rippenbrüchen noch die Verletzung davontrug, die mich dienstunfähig und zum Krüppel machte. — Schon damals war mir mein Vaterland fremd geworden. Ich war zu sehr mit Leib und Seele Soldat gewesen, um einen andern Beruf überhaupt zu schätzen. — Trotzdem begann ich zu studieren. . . . noch ermutigt durch meinen zukünftigen Schwiegervater. Denn dazumal war ich mit der Tochter eines Generalkonsuls verlobt. Blieb es aber nicht lange. Denn meine Braut hatte den Offizier geliebt. Mit dem Krüppel wußte sie nichts anzufangen. Sie schickte mir mit einer Menge schöner zarter Worte Ring und Wort zurück. — Damals lernte ich einen jungen Franzosen kennen. Ein musikalisches Genie, dessen Bruder hier in Paris als angesehenen Advokat lebte. Da wir Zimmer an Zimmer lebten, kamen wir uns allmählich nahe. Wenn mich auch immer wieder seine Kasse und Veranlagung abstieß, so fühlte ich mich doch andererseits von seiner Besorgtheit und Teilnahme schließlich gerührt. — Als ich meine juristischen Studien beendet und meine Mutter — die einzige, die mich damals in Berlin noch fesselte — nach kurzem Krankenlager für immer die Augen schloß, gab ich nur zu willig seinem Drängen nach und trat als Kompagnon seines Bruders hier ein. Dieser war bereits damals ein schwerleidender Mann, dem die Arbeitskraft eines jungen Kollegen sehr willkommen war. Wir kamen denn auch gut miteinander aus und als er starb, folgte ich seiner Bestimmung, die mich zu seinem Nachfolger wollte. — Sehen Sie, so ist es gekommen, daß ich mich hier immer noch aufhalte. Festgewachsen habe ich mich aber niemals. — Es war nur eine Art Scham, die mich hielt. In meinem früheren Regiment, mit dem ich immer weiter in Verlehr blieb, konnte sich der Krüppel kaum mehr zeigen. . . . Da war lauter Schmeiß und Stolz. Freunde besaß ich nicht. Dergleichen keine näheren Angehörigen. Was also sollte ich in

Berlin! — Und doch. . . daß ich hier jemals mein Leben beschließen könnte, habe ich nie gedacht. — Wie ein Kind habe ich mich gefreut, als mir jüngst der Oberst meines alten Regiments, der dazumal auch ein junger Leutnant — gleich mir — gewesen, auf eine größere Geldspende zu einem neu zu erbauenden Kasino unter anderm schrieb: „Kommen Sie schnell und trinken Sie mit uns aus dem silbernen Ehrenhumpen, den wir auch noch aus Ihrer schönen Spende anschaffen werden.“

„Es ist schade, daß Sie mir das alles nicht ein wenig früher erzählt haben, bester Freund!“

„Wieso?“ fragte der andere neugierig.

„Weil ich Sie dann wenigstens hätte warnen können. Sie waren nicht vorsichtig genug. — Jeder hier in der Avenue des gloire meint zu wissen, daß Sie Frankreich ebenso sehr hassen wie Deutschland lieben.“

„Nun — und wenn schon — was geht mich das an?“

„Nicht viel — aber dennoch genug! Hören Sie! Sie müssen handeln. Ihr Leben und Ihre Sicherheit verlangen das gebieterisch.“

„Machen Sie keine Scherze, Bester —“

„Niemals war ich weniger dazu aufgelegt, wie eben jetzt.“

„Ja aber — woher wissen Sie denn dies alles?“

„Aus bester Quelle. . . Aus dem Munde des Colonel de Saunier, welcher jetzt die Recherchen über die lästigen Ausländer unter sich hat und mit aller ihm zu Gebote stehenden Strenge gegen dieselben vorgeht. — Haben Sie gar nicht gehört, daß Ihr Sekretär bereits vor wenigen Stunden festgenommen und wegen feindlicher Gesinnung der Spionage dringend verdächtig ins Gefängnis geschleppt ist?“

„Keine Ahnung. . . Es ist nicht möglich. Um Gottes willen — ich muß sofort zu ihm.“

„Das wäre ungefähr das Törichteste, was Sie unternehmen könnten. Ruhig Blut! — Um Ihnen dies zu vermitteln, bin ich ja hier. — Ihr braver alter Sekretär, der Hermann Müller, der als der jüngste Sohn des Portiers, in dessen Haus Sie mal wohnten, Ihnen einfach vertrauensvoll nachgeschaut ist, wird sich herauslösen. Das traue ich ihm bei seiner Verschlagenheit ganz und voll zu. Ihre Sicherheit steht viel mehr als die seine auf dem Spiel. — Sie bleiben jetzt hier, verziehen keine Miene, räumen Ihren Schreibtisch aus. . . schnell.“

Jetzt lächelte der Advokat, als der andere die Hand auf die mächtige Platte des eichenen Arbeitstisches legte und gebieterisch dem Schlüsselloch des Mittelfaches entgegenfuhr. . . .

„Den lassen Sie nur in Ruhe. Er gehört meinem treuen Sekretär. . . Der seine und meiner gleichen sich wie Zwillinge. Dieser hier — hinter dem Vorhang — ist aber der meine.“

„Dann öffnen Sie ihn unverzüglich, reißen alles heraus. . . das Unverdächtigste kann Ihnen nämlich schon zu dem sogenannten Strich werden, an dem man Sie mit Vergnügen aufhängen wird — packen es zusammen und übergeben es mir. Ich trage es entweder in die Seine, die jetzt gerade zur Herbstzeit so angenehm und gefällig schäumt, oder ich verbrenne es. Beides ist gleich sicher. Schnell.“

Mechanisch wollte der Rechtsanwalt den Tisch öffnen, als die Thür zum Flur hinging. Gleich darauf wurde ein Poltern und lautes Sprechen hörbar. Zwei Herren französischen Typus traten hastig, ohne anzuklopfen, über die Schwelle.

„Bardon, Monsieur —“ Der Anwalt hatte nur noch so viel Zeit, den diden Vorhang, der seinen Schreibtisch völlig abschloß und unsichtbar machte, vorzuziehen, dann. . . trat er den Franzosen entgegen.

Sie fuhren mit ungeheurer Zungengewandtheit fort in französischer Sprache zu reden. Ueberleert lauteten ihre Worte: „Sie sind der Spionage an unserm teuern Vaterland dringend verdächtig. Mehrere angesehene französische Bürger haben Sie angegeben. Wir glauben die Sicherheit unserer teuren Vaterstadt durch Sie bedroht und sehen uns daher genötigt, Sie einstweilen abzuführen.“

Es half nichts. . . Der Rechtsanwalt Marten befand sich bereits eine Stunde später in dem mächtigen grauen Gefängnis an der Rue de Versailles. Ihm war sehr elend zu Mut. Weit davon entfernt, irgendwelche Angst um sein Leben zu haben, stieg ihm doch die dumpfe ohnmächtige Verzweiflung bei dem bloßen Gedanken auf, daß er jetzt, wo sein deutsches Vaterland unter den Wunden des mächtigen Krieges litt, in den Händen der Vaterlandsfeinde war. . . .

Ohne weiteres gab er zu, daß er allerdings mit seinen



Unsere Feldgrauen im Westen betätigen sich als Köbler im Walde von Hilly.

lassen f  
De  
Rei

Der i

:: 2

Rei

Unf  
liener u  
schlagen.  
tailone  
überfett  
von Ba  
gabe Se  
lung 81  
Gle  
Kilomete  
gen von  
zum Teil  
digunab  
Der

Der S

:: V

Stel

Rein

Unse  
gavor 81  
liener in  
der Dur  
Durazzo  
lung von  
gehört  
blieb oh  
nahmen  
und über  
und ein  
Der

Un

80 Cun  
+  
Werdun

Meinungen ziemlich unvorsichtig gewesen war. Die Liebe, die er eben für seinen König im Herzen trug, war zu heiß, als daß sie sich jemals auch nur ein wenig hätte unterdrücken oder verhüllen lassen . . .

Stumpf und untätig starrte er vor sich nieder. — Niemand besuchte ihn. Keine Kunde über das Schicksal seines braven Mitarbeiters und Sekretärs drang ihm zu Ohren . . . Langsam gingen die Tage dahin. — Keine Zeitung kam in seine Hände. Nichts wußte er von seinem deutschen Vaterland, deswegen er jetzt litt. Nur ein Wunsch brannte in seinem Hirn und in seinem Herzen . . . Möchten sie es nur kurz mit ihm machen, die französischen Bluthunde . . . Es mußten aber Wochen vergehen.

Der alte Müller war dank seiner Schlaubeit wirklich wieder auf freien Fuß gekommen und dachte nun Tag und Nacht daran, wie er seinem allzeit gütigen Prinzipal zur Freiheit verhelfen könnte . . .

Er fand aber trotz der angeborenen Schlaubeit nichts heraus. So oft er als Bittsteller kam, wurde er schroff abgewiesen.

„Seien Sie froh, daß Sie Ihren Kopf behalten dürfen,“ war die gleichbleibende Antwort, die er mit kleinen Abänderungen immer wieder erhielt . . . Stundenlang saß er jetzt oben in dem verlassenen kleinen Kontor.

Auch, als eines Morgens im Oktober schwere Tritte die Treppe hinaufpolterten, hockte er wieder — untätig und nachsinnend — am Fenster. Es war ein französischer Polizist, der zur Durchsuchung des Schreibtisches kam, damit endlich irgend ein Dokument gefunden wurde, was die Zelle, die der Rechtsanwalt bewohnte, leer machen und die teure, französische Republik von einem Esser befreien würde. . . .

„Welches ist der Schreibtisch des Herrn Marten?“ fragte er barsch.

Da durchfuhr den alten Müller ein Gedanke. . . .

Er zeigte auf den einzig sichtbaren mächtigen Tisch und fügte mit großartiger Pose hinzu: „Aber ich bitte Sie, um Gotteswillen, durchsuchen Sie ihn nicht.“

In das schlaue Gesicht des Beamten trat ein Zug von Schadenfreude.

„Endlich . . . am Ziel . . .“ Und er trat energisch ein paar Schritte heran. Da warf sich der alternde Mann mit beiden Armen über die Platte. Seine Stimme wurde fast freischend.

„Ich erlaube es Ihnen nicht. . . . Sie dürfen es nicht. . . .“

Nunmehr war der Franzose seiner Sache ganz sicher. Er würde Dinge von höchster Wichtigkeit bergen. . . .

Da sich kein Schlüssel finden lassen wollte, mußten Brecheisen und Zangen ihre groben Dienste tun. Endlich flogen die Schiebläden heraus und der Inhalt ließ sich sehen. — Zitternd stand der alte Müller daneben und sah zu, was geschah . . .

Alte zusammengebundene Aktenbündel fanden sich reich-

lichst. Sie wurden aufgerissen und bald war der Fußboden mit ihnen überdeckt. Dann wurden auch ein paar Privatdokumente gefunden.

Sierig überlas der Franzose . . . Aber sein Mund verzog sich ärgerlich. Was war das — diese Briefe enthielten ja gerade das Gegenteil von dem, was er erwartet hatte . . . Der Bürgermeister von Nancy drückte darin dem Bürger Marten seinen Dank und seine Anerkennung dafür aus, daß er sich in der schweren Kriegszeit als ein durchaus treuer und zuverlässiger Franzose erwiesen habe —

Dem Franzosen schoß dunkel eine ungeheure Wut der Enttäuschung in die Stirn. — Sollte man ihn hier nasführen? Zornig fuhr er im Zimmer herum und fand nun auch den zweiten, sorglich von dem dicken Vorhang überdeckten Schreibtisch heraus. Auf die nämliche Weise eröffnete auch er sich.

Aber — fappte ihn denn ein Spuk. Auch hierin fanden sich gravierende Beweise von der Unschuld des Mannes, den man gefangen gehalten hatte. Es konnte nunmehr kein Zweifel bestehen, daß der Advokat Marten wirklich ein guter Franzose geworden war. . . .

Einen Tag später stand er in eigener Person wieder in seinem Bureau, griff an die Stirn, schüttelte den Kopf und fragte immer das nämliche zu seinem braven Sekretär hinüber: „Nun sagen Sie, Müller, wie ist denn das nun möglich geworden? — Ich hatte doch den Dankbrief für meine Spende von dem Obersten meines früheren Regiments darinnen? — Der ist jetzt fort und dafür diese Dokumente . . . von denen ich bekenne, daß mir auch kein einziges bekannt oder zugegangen ist.“

„Der Dankesbrief hätte Herrn Rechtsanwalt schon allein den Kragen gekostet,“ sagte der alte Mann schmunzelnd.

„Desh’ bin ich sicher, Müller.“

„Na — also,“ meinte der Sekretär darauf ganz trocken. Die Geschichte wurde immer rätselhafter. Tief neigte sich der Anwalt zu seinem Getreuen.

„Was steckt dahinter? — Sie, Mensch! . . . Reden Sie.“

Und nun erzählte der brave endlich.

„Sobald ich heraus kam, habe ich mir Nachschlüssel besorgt, die Tische unauffällig geöffnet, alles, was sich darin befand, herausgenommen und verbrannt und dafür ein bißchen was anderes hineinbugsiert. — Ich hatte nämlich im Prisons einen genialen Kerl kennen gelernt, der wegen Urkundenfälschung saß. Der hat diese Briefe angefertigt. Nein, nein — Herr Rechtsanwalt, erschrecken Sie gar nicht — er ist gestern beerdigt.“

Da sahen sich die beiden Männer fest an. In ihren Augen stand ein heiliger Schwur. Er lautete: „Sobald es geht, kehren wir nach Deutschland zurück! — Gott hat zu uns gesprochen! — Wir werden drüben unserm geliebten Vaterland doch noch gute Dienste erweisen können. Darum vorwärts!“

## Das Dokument im Ofen.

Kriminalroman von R. Blümcke.

(Nachdruck verboten.)

### 1.

Vor dem ersten Hotel des Städtchens Neuenthal hatte sich eine Gruppe Neugieriger versammelt und bemühte sich, durch das dicke Weingerank der Veranda dem fröhlichen Treiben der vier darin sitzenden, gar zu ausgelassenen Herren zuzuschauen.

„Was für ein Lärm schon am Vormittag! Da knallen ja die Sektorken, als fände eine regelrechte Champagnerschlacht statt,“ sagte mißbilligend der alte Schuhmachermeister und Ratsherr Friedrich Krause zu dem Graubart mit dem verwitterten Gesicht, der eben vorüberging, und mit seinem derben Krüdstock auf das Pflaster stieß, als wollte er die Steine sprengen. Er mußte sich in großer Aufregung befinden.

Nun blieb dieser vor dem Meister stehen und erwiderte, während sich seine buschigen Brauen finster zusammengezogen und die stahlblauen Augen zornig blickten:

„Ja, ein Schoß Bomben und Granaten müßte zwischen der Bande explodieren, das wünschte ich von Herzen! Kein heißes Stück müßte an den Gal —, aber ich will mir den Schnabel nicht verbrennen, Meister Krause.“

„Was ist denn eigentlich um alles in der Welt los?“ wisperte der andere, fast ängstlich zu dem vor Aerger krebsroten, von einem mächtigen weißen Vollbart umrahmten Gesicht des riesenhaften Landmanns emporschauend.

Der stieß mit der eisernen Zwingse seines Stodes wieder

so heftig auf den Boden, daß die Leute sich erschreckt zu ihm umwandten, und rief mit lauter, tiefer Stimme aus:

„Betrogen hat man meinen armen Herrn um unser bestes Stück Land, um den großen Weizenschlag an der Tannenhöher Grenz! Seit Monaten schwebte der Prozeß und kostete schon Unsummen. Heute ist er nun zugunsten des geschneigelten und gebügelten Geden auf Tannenhöh entschieden. Der Judas Ischariot aus Berlin, der Rechtsanwalt Schimmelpfennig, der — na, jedes Kind weiß, was er ist, der hat das gemacht.“

„Um des Himmels willen nicht so laut, Herr Inspektor,“ wisperte, ängstlich nach allen Seiten schielend, Meister Krause. „Kommen Sie ein Stück weiter, Sie ziehen sich sonst noch eine Beleidigungsklage zu.“

„Ach was, mir einerlei! Ich habe die Wahrheit noch nie geschaut. Da sitzen die Halunken nun noch beim Sekt und feiern ihren Sieg. Aber es müßte keinen gerechten Gott mehr im Himmel geben, wenn so eine Gemeinheit ungestraft hingehen sollte!“

Im Weitergehen fuhr er dann in demselben lauten Ton fort: „Denken Sie nur an, wie die Sache gekommen ist. Sie kennen den so plötzlich verstorbenen Bruder meines Herrn, den Egon Reimann. Der war ein großer Leichtfuß, ein sinnloser Verschwender, der mit dem Herrn v. Lupenski auf Tannenhöh manche Nacht durchgezecht hat. Aber das ist gleich, als Landwirt war er dennoch, wie alle Reimanns, ein tüchtiger Kerl,

der aus unserer Sandbüchse genug gemacht hat. Also eines Tages war er tot, Herzschlag! Da muß Bruno sein ganzes gelehrtes Studium aufgeben und das Stammgut als einziger Erbe selber übernehmen, wenn es nicht in fremde Hände gelangen soll. Kein Mensch glaubte, daß dieser schwärmerische, in seinen Büchern ganz aufgehende Mensch sich zum Landwirt eignen würde. Aber ich sage Ihnen, mein Herr besitzt eine fürchterliche Latkraft! Er kann alles, was er will. Und er wollte Landwirt sein. Ein Musterwirt ist er geradezu, sparsam, einsichtsvoll, vernünftig in jeder Weise, kurz, Grünthal wäre noch einmal zu altem Glanz gekommen, wenn der böse Nachbar nicht existierte.

Kommt dieser da nun acht Tage vor dem ersten August vorigen Jahres zu uns ins Haus, tut sehr kühl und stolz und eröffnet meinem armen Herrn, daß zum Ersten der Weizen-schlag an seiner Grenze sein Eigentum wäre. Er hätte denselben vor Jahresfrist von dem verstorbenen Egon Reimann für eine fällige Schuldsomme in Zahlung genommen, und zwar mit dem Uebereinkommen, daß dieser die künftige Ernte noch für sich behalten dürfte. Also sobald der Weizen eingeerntet wäre, hätte er nur allein noch über das Stück Land zu verfügen.

Natürlich glaubten wir dem Menschen nicht, hielten auch den Kontrakt mit Herrn Egons Unterschrift für gefälscht, und so ging das Prozeßieren los. Na, Sie werden davon gehört haben. Nun findet sich dann plötzlich dieser Judas von Schimmelpfennig ein, Rechtsanwalt und Notar a. D., der schon wegen Unterschlagungen im Zuchthaus gesessen und mit Schimpf und Schande aus Amt und Würden gekommen ist. Der Mann will Zeuge gewesen sein, als der Kontrakt abgeschlossen wurde, und beschwört heute die Echtheit der Namensunterschrift.

„Wst! Nicht so laut! Ihr Herr kommt!“ unterbricht der Meister den erregten Inspektor, der sich nun umdreht und Herrn Bruno Reimann aus einer Seitenstraße auf sich zuschreiten sieht.

„Ereifern Sie sich nicht zu sehr, lieber Freund,“ spricht derselbe mit tiefer, wohlklingender Stimme. „Es ist vorbei, und wir müssen uns fügen.“

Er ist ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit genialem Gesicht, zu dem der blonde Vollbart eigentlich nicht so recht paßt. In seinen großen blauen Augen liegt etwas unendlich Gutes, Treues, Wahres, und der edelgeformte Mund, dessen Lippen fest zusammengepreßt sind, spricht gewiß kein unnützes Wort, keine Lüge. Auch jetzt, wo das Jucken um denselben die innere Erregung des Mannes, dem schweres Unrecht widerfahren ist, deutlich verrät, öffnet er die Lippen zu keiner Bervünschung seines Feindes. Etwas Achtungsgebietendes, Königliches umgibt Bruno Reimann trotz seines einfachen schwarzen Anzuges und des schlichten Wesens seiner Person. Darum gerät sein alter treuer Inspektor wegen seines gar so offenkundigen Räsonnierens in Verlegenheit, und Meister Krause sucht dasselbe mit ungeschickten Worten zu entschuldigen.

Bruno lächelt nur und sagt: „Kommen Sie mit auf den Wagen, Seidenkranz, Friedrich hält schon vor dem Gasthaus. Wir haben hier in der Stadt nichts weiter zu suchen. — Adieu, Meister Krause!“

Vor einem wesentlich einfacheren Hotel als dem, in welchem zu dieser Stunde ein frohes Siegesfest gefeiert wurde, hielt der mit zwei wohlgepflegten Braunen bespannte Kutschwagen von Grünthal. Der Kutscher trug keine gold- und silberstrotzende Livree, sondern einen gewöhnlichen Mantel und eine schlichte blaue Mütze.

Da der alte Inspektor Seidenkranz die Sicht gewaltig in den Füßen hatte, so war sein Herr ihm mit starkem Arm beim Einsteigen behilflich, und dann ging es in scharfem Trab zur Stadt hinaus.

Grünthal, das Stammgut der Reimanns, lag mit seinen freundlichen, weißschimmernden, von Pappeln und Ulmen umgebenen Gebäuden höchst malerisch in einem weiten, von bewaldeten Bergkuppen umgebenen Talkeßel. Der junge Besitzer tat einen tiefen Seufzer, als er das Stückchen Erde, an dem sein Herz mit allen Fasern hing, nun wieder vor sich sah. Hier auf der Heide, zwischen den duftenden, goldgelben Lupinenfeldern, hier, wo ihm eine so frische, reine Luft von den Wäldern entgegenwehte, atmete seine Brust freier. Sein Künstlerauge sah wieder tausend Naturwunder, freute sich der bunten Farben des Herbstes und träumte sich hinweg über das arm-selige Alltagsleben.

„Seidenkranz, wir werden fortan, wo uns der beste Schlag fehlt, schwer zu ringen haben,“ sprach er dann auf einmal zu dem stumm in der Wagenecke sitzenden, mit Gott und der Welt

grollenden Inspektor. „Aber ich denke, wenn wir beide treulich zusammenhalten wie bisher, dann wird es auch so gehen. Was meinen Sie?“

„Herr Reimann, darüber habe ich keine Meinung! Aber bei den Hypotheken, die auf Grünthal lasten, und bei dem Sch — Pardon! bei der feindlichen Gesinnung unseres Herrn Nachbarn, da gehört mehr als Menschenwitz und Menschenfleiß dazu. Wie ich hörte, will er den Herrn Rechtsanwalt a. D. Schimmelpfennig nun für immer in seinem Schloß behalten, so als Rechtsbeirat.“

„So, so!“ Ein tiefer Seufzer folgte, und beide schwiegen wieder.

Auf dem Gutshof von Grünthal, durch dessen weites Tor der Wagen jetzt fuhr, herrschte peinlichste Ordnung und Sauberkeit. Jedes Ding stand und lag an seinem Platz. Das Gesinde aber, das die Mittagsglocke losben von der Arbeit gerufen, hatte sich vor dem einstädtigen, weißgetünchten, von wildem, jetzt rotflammenden Weingerank an seiner Vorderfront fast ganz umspinnenen Herrenhaus versammelt, und auf jedem Gesicht stand die Frage zu lesen: „Wie ist es geworden?“ Auch nicht einen gab es unter diesen Leuten mit den wettergebräunten Gesichtern und den arbeitsharten Händen, der es dem Herrn gegönnt hätte, den Prozeß zu verlieren.

„Guten Tag, Leute!“ redete Bruno die seinen Wagen nun umkreisende Schar an. „Es ist anders gekommen, als Ihr mir wünschtet. Aber wir werden fernerhin treu zusammenhalten, dann wird es auch so gehen!“

Die weitere Erklärung gab, nachdem der Herr schnell im Hause verschwunden war — er mochte sich nicht schwach zeigen — der alte Seidenkranz, und den verstanden sie besser, in dessen Kraftausdrücke stimmten sie von Herzen ein.

Drinne empfing ein altes Mütterlein mit faltigem, welchem Gesicht und fliegenden Haubenbändern Bruno. Es war Frau Richter, seine Haushälterin. Sie hatte bereits seinen Eltern treue Dienste geleistet, als Ramsell, und sorgte mit treuer Liebe für sein leibliches Wohl.

Als sie von dem unglücklichen Verlauf des Prozesses hörte, da perlten ihr die hellen Tränen über die runzeligen Wangen, und sie rief mit zitternder Stimme aus: „Der Schurke von Schimmelpfennig hat ganz gewiß einen Meineid geleistet! Hätte Herr Egon den Kontrakt unterschrieben, so wüßte ich es, denn vor mir hatte der junge Herr keine Geheimnisse!“

„Lassen wir die Sache jetzt ruhen, Frau Richter. Ich will sie zu vergessen suchen,“ erwiderte Bruno, sich schwer auf seinen Lederfessel niederlassend und die Hand nach dem Strauß von duftenden Herbstrosen ausstreckend, der auf dem Tisch stand.

Die Alte verschwand in der Küche, ein Mädchen brachte das Mittagessen herein. Der Gutsherr würgte ein paar Bissen hinunter, stand dann wieder auf, griff zu Hut und Stod und ging nach draußen. Der treue Wolf, sein Hund, umsprang ihn freudig und begleitete ihn.

In der Veranda des ersten Hotels floß der Sekt noch immer in Strömen. Zu den vier fröhlichen Bechern hatten sich noch einige gute Freunde des Herrn von Lupenski gesellt, und der Lärm wurde so groß, daß der Wirt die Herren in das Gastzimmer bitten mußte. Nur widerstrebend verstand sich der nicht mehr nüchterne Edelmann dazu. Er war in der Tat ein „geschmiegelter und gebügelter Ged,“ wie ihn der alte Seidenkranz vorhin bezeichnet. Alles an ihm sollte den Aristokraten kennzeichnen, der graue Zylinderhut, das Monocle im linken Auge, der aufs sorgfältigste gepflegte Schnurrbart, dessen Spitzen ihm fast in die Augen stachen, die funkelnde Brillantennadel in der Kravatte, die weißgeblümete Weste mit der langen goldenen Uhrkette, der hochmoderne Anzug, die gelben Lackschuhe, die weißen, nicht minder sorgfältig als der Schnurrbart gepflegten Hände mit den wertvollen Ringen, kurz, alles war tiptop an ihm, er konnte gar nicht feiner sein. Und Konstantin von Lupenski wußte es, daß er zu den schönsten Männern der Gegend gehörte, er hatte es ja schon oft von zarten Frauenlippen gehört. Man nannte ihn den Unwiderstehlichen. Seine schlankte Gestalt, das tiefschwarze, leicht gekräuselte Haar, die dunklen, leidenschaftlich und melancholisch, begehrend und schmachtend, ganz wie es sein sollte, leuchtenden Augen, das zarte, schmale Gesicht, sein Lachen, bei dem man die blendend weißen Zähne blihen sah, alles übte einen gewaltigen Zauber auf Frauenherzen aus, wie er tausendmal erfahren, denn er hatte viel geliebt. Also man mußte es ihm lassen, daß er ein Mann von be-  
stechendem Neußern war.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei Kurzweil

### Auch ein Grund zum Trinken.

Am Stammtisch:  
„O weh, jetzt ist's schon ein Viertel nach neun, und ich hab meiner Frau versprochen müssen, spätestens um neun Uhr zu Hause zu sein! Da muß ich mir erst Saurage antrinken! . . . Kellnerin, noch eine Maß!“

### Berschnappt.

Baron: „Sie sagen, Sie wären einmal fünf Jahre in einem Platz gewesen und hätten da sehr fleißig gearbeitet? Kaum glaublich! . . . Und warum sind Sie von dort weg?“  
Diener: „Ich bin begnadigt worden!“

### Die Hauptsache.

Dachdecker (dem zwei Ziegel hinabfielen, die auf dem Kopf seines Lehrlings zerbrachen): „Paß doch auf, Schafskopf, 's kost' a' jeder zehn Pfennig!“

### Ein Vorsichtiger.

Professor (von Selbstmordgedanken geplagt, am Wasser stehend): „Ich halt's nicht mehr länger aus, ich stürze mich hinein! — Doch halt, ich muß noch ein Weilchen warten, ich bin augenblicklich sehr geschwitzt!“



### Deutsche Kraft.

Grenadier Kowolsky: „Neulich auf einem Gefangenentransport nehme ich eine tüchtige Prise. Kaum sage ich Ha—hats—schil, da fällt die ganze Gesellschaft auf die Knie. Die hatten nämlich alle geglaubt, ich sei ein 42 cm-Geschütz.“

Tochter hat, die 50000 Mark Mitgift bekommt): „Denk Dir nur, mir hat heute Nacht geträumt, ich hätte 50000 Töchter und nur eine Mark Mitgift.“

### Rindlich Raivität.

„Bitte, Mama, spiel mir was auf dem Klavier!“  
„Nein, Hanschen, das paßt sich nicht — Du weißt, wir haben jetzt Trauer!“  
„Aber Mama, da spielt Du eben nur auf den schwarzen Tasten!“

### Der Proß.

Barben ü (der sich in der Schweiz angelaufen hat, zu seinen Gästen): „Wenn die Herrschaften bis zum Abend hierbleiben, woll'n mer mal meine Alpen glüh'n lassen!“

### Doch wenigstens etwas.

Schulze: „Na, haben Sie denn auf der Jagd was geschossen?“  
Der dicke Lehmann (als miserabler Schütze bekannt): „Einen Purzelbaum vor Freude, als die Geschichte vorüber war.“

### Schrecklicher Traum.

A.: „Warum siehst Du denn so verstört aus, lieber Freund?“

B. (der eine einzige Tochter hat, die 50000 Mark Mitgift bekommt): „Denk Dir nur, mir hat heute Nacht geträumt, ich hätte 50000 Töchter und nur eine Mark Mitgift.“

Eine Gebirgsstraße zwischen Monastir und Elbassan (Albanien). Nach einer englischen Zeitschrift. — Das neue Signalgerät Görz-Leppin, das zur Signalisierung für die deutschen Truppen während der Dunkelheit dient.

